

Insel Verlag

Leseprobe



Demski, Eva  
**Katzenbuch**

Mit Abbildungen von Tomi Ungerer

© Insel Verlag  
insel taschenbuch 3654  
978-3-458-35354-6



»Die Katze kennt ihre Aufgabe in der Menschenwelt sehr genau: sie macht das Alleinsein erträglich, sie verzeiht uns und kann uns so viel lehren: nicht als Kindersatz, nicht als Freundersatz, einfach als Katze.«

Eva Demskis Katzensgeschichten zeigen die Katze, wie sie ist: listig, wachsam, hungrig, schmusig, intelligent und immer auf der Hut. Die eigens zu diesem Buch gezeichneten Katzen stellen die »elegante, gutangezogene Gesellschaft« so vor, wie es nur einer kann: Tomi Ungerer.

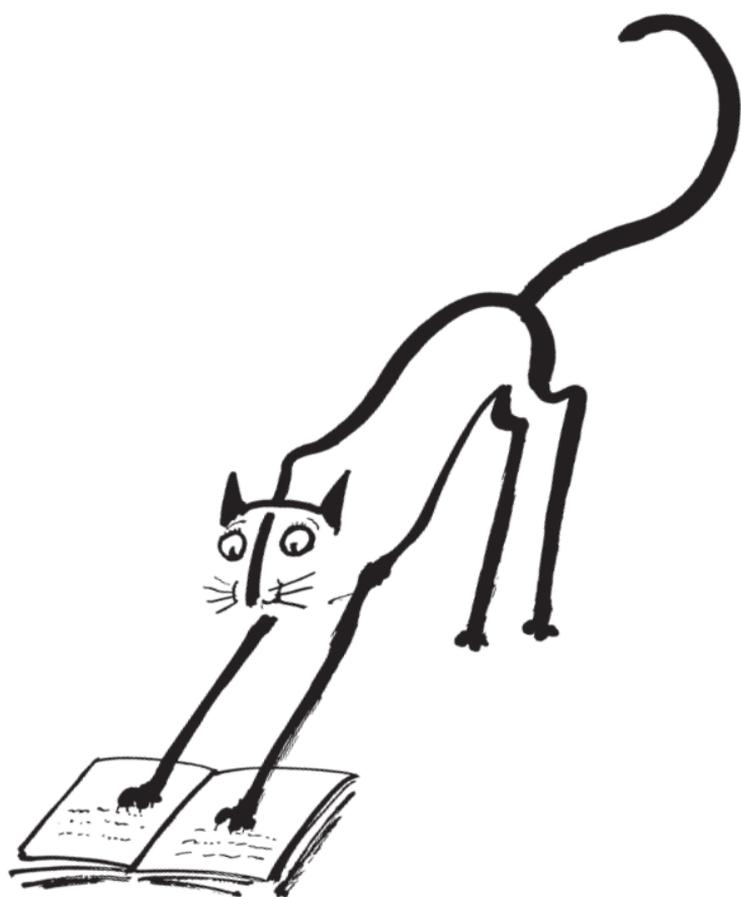
insel taschenbuch 3654  
Eva Demski<sup>s</sup> Katzenbuch





EVA DEMSKI<sup>S</sup>  
*Katzenbuch*

Mit Zeichnungen von Tomi Ungerer  
Insel Verlag



Umschlagabbildung und Illustrationen im Innenteil: Tomi Ungerer  
Copyright © Tomi Ungerer und Diogenes Verlag AG Zürich  
Abdruck mit freundlicher Genehmigung

insel taschenbuch 3654

Erste Auflage 2011

Insel Verlag Berlin 2011

© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main 1992

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35354-6

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

## INHALTSVERZEICHNIS

Timos Morgentoilette ...	9
Einfach als Katze ...	11
Jule ...	32
Emma ...	33
Das Märchen vom Kater mit der goldenen Pfote ...	37
An Lulu ...	56
Nathan oder Der verlorene Sohn ...	57
Galerie der Katzen ...	71



## TINOS MORGENTOILETTE

Der Kater leckt sich seine Pfote  
Erst seine weiße. Dann die rote  
Darauf das linke Hinterbein  
Das vierte Bein, das läßt er sein.

Er wäscht die Ohren ziemlich gründlich  
Denn Katerohren sind empfindlich  
Dann putzt er lange seinen Bauch  
Und seinen Rücken putzt er auch.

Zur Habhaftmachung seines Schwanzes  
Bedarf es eines kleinen Tanzes  
Erst links-, dann rechtsherum im Kreis.  
Der Schwanz ist rot. Die Spitze weiß.

Nach heftiger Wäsche weiß wie Daunen  
Und auch so weich, man kann nur staunen  
Nun, voller Unschuld wie ein Schäfchen  
Rollt er sich ein und hält ein Schläfchen.

Zwei Stunden später wäscht er sein  
Vergessenes rechtes Hinterbein.



## EINFACH ALS KATZE

Da sagte die Feldmaus zur Stadtmaus: »Ich neide dir die guten Dinge nicht, die du alle Tage essen kannst. Bist du doch eingesperrt und lernst nicht die Freiheit auf den Feldern kennen. Ich will lieber wieder dahin zurückgehen, auch wenn ich hungern muß.« Wir haben Maus und Katze einander ähnlich gemacht. Wenigstens die freiheitsliebende Märchenmaus und die Katzen, die wir beobachten, wie sie sich in den steinernen, ordentlichen Dschungeln, die wir für uns gebaut haben, zurechtfinden.

Ein Bild: An einer Straßenbahnhaltestelle gibt es für die Wartenden nichts zu sehen, das ihnen das Warten verkürzen könnte. Da steht nur ein Wohnblock, unzählige Vierecke die Fenster, ein Raster, an dem nichts den Blick festhält, eine stillstehende Maschine, an der sich nichts bewegt. Doch: Acht Viereckreihen von unten herauf und sechs Vierecke von der Seite her gezählt, findet sich etwas, das die Blicke einfängt, alle Blicke derer, die auf die Bahn warten. Einer nach dem anderen legt den Kopf in den Nacken und schaut auf das einzig Lebendige inmitten Hunderter unbelebter Vierecke: Da ist etwas. Ein Hase? Ein Stofftier? Aber es be-

wegt sich, träge und anmutig, und ist eine Katze, Stockwerk acht, Appartement sechs, die aus dem Fenster schaut. Was sieht sie? Uns. Kein Anlaß zur Freude. Was sehen wir? Sie. Und es hat sich an der Öde ein bißchen was verändert, oder man empfindet die Öde um so deutlicher, weil etwas sie für kurze Zeit unterbrochen hat. Wie sie da oben wohl lebt, die Stadtmaus mit dem gutgefüllten Kühlschrank und den wenigen Vögeln, die manchmal an der Fassade entlangschweben, eine kurze Unterbrechung des Katzenblicks auf eine Außenwelt, die sie nicht kennt?

Großstadtkatzen leben in Wohnungen, manchmal im Freien. Da überqueren sie die Straßen und sitzen meditierend auf Gartenpfosten, da jammern sie hinter stets verschlossenen Fenstern den unerreichbaren Vögeln nach – sie ziehen unermüdlich Junge in Kellerlöchern und Abbruchhäusern groß und jagen Mäuse und Vögel ohne Unterschied, denn den machen nur die Menschen. Manchmal findet man eine von ihnen verletzt in einem Gebüsch, den Blick vor Angst und Mißtrauen dunkel. Und in den zweifelhaften Asylen der Tierliebe, den stets überfüllten »Heimen« am Stadtrand, sitzen sie dösend in ihren Boxen und hoffen auf nichts mehr, soweit wir fähig sind, in ihren Blicken

zu lesen. Manche Menschen hassen sie und nennen sie im gleichen Atemzug mit Ungeziefer (das sind die gleichen Menschen, für die auch Tauben, Glühwürmchen, Nachtfalter und Maulwürfe Ungeziefer sind). Andere, meist alleinstehende Frauen, verfolgen die Abenteuerkatzen mit nimmermüder Liebe, fangen schwangere ein und lassen sie sterilisieren, entmannen die streunenden Stadtkater, suchen Pflegeplätze und vermitteln Asyle und würden am liebsten jede einzelne, die da ihre eigenen Wege durch Tage und Nächte geht, einem geordneten bürgerlichen Leben zuführen. Diesen Frauen muß man wohl dankbar sein, und ihr soziales Gemüt wird nie davon verdunkelt werden, daß die vierfüßigen Ziele ihrer Wohltätigkeit es oft an Dankbarkeit fehlen lassen!



Die Städte wären ärmer ohne jene Tiere, die man »Kulturfolger« nennt – die Katze ist das, was heute Reh und Bussard, Amsel und Steinmarder sind, schon lange. Sie hat sich seit ein paar tausend Jahren mit dem Menschen arrangiert, sicher verwundert über das Maß an Zumutungen, zu dem Menschen sich und anderen gegenüber fähig sind.

Konnte er nicht einen gemütlichen Holzzaun dahin machen? fragt mich der mächtige, rotblonde Kater, der keinen Namen hat und alle paar Tage bei mir zum Essen auftaucht. Er meint den Stacheldrahtzaun, den ein um alles mögliche besorgter Nachbar um seinen Garten gezogen hat.

Ein Zaun stört mich nicht besonders, sagt der Kater, das weißt du ja. Aber dieser ist ausgesprochen unangenehm, und man ruiniert sich den Pelz, wenn man nicht aufpaßt. Ich gebe ihm recht. Wer mag schon Stacheldraht? Später sehe ich den Rotblonden oben auf dem Garagendach in der Sonne sitzen und sich die Pfoten waschen. Er achtet sehr auf sein Äußeres, das tun sie alle, eine elegante, gut-angezogene Gesellschaft. Wenn sich eine davon gehenläßt, struppig und trübe wird, kann man sicher sein, daß ihr etwas fehlt. Meist ist es in der Stadt nicht das Futter, da gibt es viele Plätze, die eine große Katzengesellschaft ernähren.

Es ist dir ja selber klar, was sie alles wegwerfen! sagt die ewig eilige Schwarzweiße, die fast immer zur gleichen Zeit, morgens, gleichsam außer Atem im Vorgarten auftaucht, um nachzusehen, ob, wie immer, Futter dasteht. Noch in zehn Jahren würde sie sich nicht darauf verlassen. Sie frißt eilig, aber sie versichert mir, daß sie genügend Ersatzplätze kennt.

Nur Dosen kann ich nicht leiden, sagt sie. Unmengen von gutaussiehenden Dosen liegen hinter dem Supermarkt. Aber wie soll man da drankommen? Da braucht man wieder einen von euch.

Es scheint sie zu ärgern, daß sie unsereinen doch braucht, manchmal wenigstens, als letzte Möglichkeit.

Ich gebe zu, sagt sie, als ich das mit der Bauchwunde hatte, warst du ganz praktisch. Aber in ein Auto gehe ich dir trotzdem nie wieder!

Es ist gar nicht einfach, ihnen zu helfen, wenn sie krank sind. Mit dem Sterben verschonen sie uns sowieso meistens und machen sich für ihre letzten Stunden unsichtbar.

Eigentlich hat unser mehr oder minder freiwilliges Katzen- und Menschenzusammenleben hier im Viertel mit einer skurrilen alten Dame angefangen. Sie lebte in einer heruntergekommenen, hübschen

Villa, bewahrte beträchtliche Geldsummen im Brotkasten auf und hieß Liesel. Liesel hatte mehrere erfolgreiche Ehen hinter sich und weigerte sich, die zahlreichen Kater, die ihr zuliefen und durch ihre Freundlichkeit und das gute Futter auch seßhaft wurden, kastrieren zu lassen. Sie hielt das für eine Gemeinheit, und eigentlich hatte sie sicher recht, wenn man sich nicht plastisch vor Augen führt, wie viele Katzenkinder eine Katze und deren Kinder und Kindeskind in diese unfreundliche Welt setzen können – dann greift man nämlich, wenn einem diese arithmetische Reihe klargeworden ist, zu den oben erwähnten ruppigen Methoden der Geburtenkontrolle.

Nicht so Liesel, und ihr Garten war im frühen Frühjahr Schau- oder besser Hörplatz weithin schallender Hochzeitsgesänge und im späten Frühjahr das von Storm so liebenswürdig-verzweifelt geschilderte »Wochenbettchen«. Nur weiß mit schwarzen Schwänzchen waren sie nicht alle, die aus Liesels anarchischer Katzensucht, sondern rot und schwarz, schwarzweiß und gestreift und gelegentlich ließen sich auch persische und siamesische Einflüsse sehen. Nachbarn erbarmten sich, nahmen die eine oder andere auf, der Tierschutzverein holte welche ab in ein ungewisses Schicksal, manche wur-

den überfahren, und gelegentlich fielen alle Jungen einer Seuche zum Opfer. Aber es wurden immer mehr.

Das war vor fünfzehn Jahren, und Liesel ist längst tot. Aber noch immer gibt es hier im Viertel eine zähe, kluge, im Stadtleben erfahrene Katzenbevölkerung, die sich von ihren Feinden ebenso vorsichtig fernhält wie von ihren Freunden. Sie sind so weise!

Man weiß bei euch nie, was euch in den Sinn kommt, sagt die alte Graue, die schon viele Kinder geboren und viele Menschen gesehen hat.



Euch überfällt immer so ein Ordnungsdrang, dann wollt ihr einem vier Wände einreden, die wir nicht wollen. Sei nicht böse, sagt sie, wenn ich mich nicht streicheln lasse. Ich habe an und für sich nichts gegen das Streicheln, im Gegenteil, es ist sehr angenehm, aber man weiß bei euch nicht, ob ihr einen nicht hochnehmt und unversehens irgendwo hinträgt und einsperrt!

Du tust so was vielleicht nicht! sagt sie tröstend. Und erinnere dich, als du mir die Hühnerreste hinausgestellt hast, bin ich stehengeblieben und habe mich mindestens fünf Minuten streicheln lassen!

Eine, sage ich.

Aber immerhin! antwortet sie. Du mußt zugeben, das ist schon ziemlich mutig! Ich gebe ihr recht. Ich hätte ihr auch gern gesagt, daß ich ihr seit einiger Zeit gewisse Pillen unters Futter mische, die dafür sorgen, daß der Strom kleiner Kätzchen versiegt. Aber sie würde mich nicht verstehen. Sie scheint mir sowieso verwirrt, weil sich in diesem Jahr nicht, wie in all den vergangenen Jahren, der Nachwuchs anmeldet. Das muß so sein, für sie, aber für uns eben nicht, ach, diese Unvereinbarkeiten!

Sie waren doch immer so niedlich! sagen die Nachbarn, die sich nicht um Impfungen und Lebens-

plätze und alles mögliche kümmern, sondern sie nur angucken. Das Schönste, was man sich denken kann, so ein Wurf kleiner Kätzchen!

Einmal waren es neun, neun kleine schwarze Knäuel, eine schier untragbare Verantwortung, die man vergaß, wenn man ihnen zusah, wie sie zu dritt in einem alten Blumentopf schliefen oder von den dünnen Ästen des Flieders purzelten.

Sie waren der vollkommen schöne Anblick. Aber sie werden groß und brauchen einen Lebensraum, und viele von ihnen brauchen Menschen. Nicht alle: Die großen Einzelgänger gibt es auch, die einmal Enttäuschten, die »lonesome hunters« in den Städten.

Was du nur erzählst! sagt meine Katze Lulu, deren ständiger Wohnsitz sich bei mir befindet, und putzt sich auf meinem Bett. Du romantisierst das Herumlungern. Es ist eine gefährliche Sache, das weißt du selber, und was ist schon eine Schnellstraße mit ein paar öden Vorgärten gegen ein Bett und eine Heizung? Natürlich ist mir auch deine Gesellschaft angenehm, sagt sie. Sie ist ein höfliches Tier, wie viele berufstätige Katzen, die gelernt haben, ihren Menschen vor den Düsternissen des Alltags und der Langeweile des Menschenlebens ein wenig in Schutz zu nehmen. Lulu dreht sich auf die

andere Seite und schaut mich gleichmütig aus ihren zitronenfarbenen Augen an. Sie kommt aus dem Tierheim und spricht nie über ihre Vergangenheit.

Freiheit! sagt sie. Du verkennst völlig, was sie für uns bedeutet. Wärme und Essen bedeuten eben mehr! Und nur weil ihr mit euren Freiheitswünschen nicht zurechtkommt, übertragt ihr sie auf uns!

Aber ich traue ihr nicht, wenn sie so redet. Manchmal kommt sie nachts erst spät heim und weigert sich, das zu erklären.

Sperr mich nicht ein! sagt sie. Ich gehe nicht weit weg, aber sperr mich nicht ein! Vielleicht sitzt sie nur unter einem Busch ganz in der Nähe und horcht auf die Geräusche des nächtlichen Gartens. Wenn sie ihre und unsere Freiheit miteinander vergleicht, die kluge Katze, sieht die Sache schwierig aus. Sie verstehen halt mehr davon als wir und haben noch Erinnerungen, die uns längst fehlen. Wissen, wie ein Wald aussieht und ein Mäusebau, ein Dachloch und ein bekletterbarer Apfelbaum. Alle wissen es, auch die, die außer dem Käfig in einer Tierhandlung und einer Zweieinhalbzimmerwohnung nichts kennen. Man sieht es ihren Blicken an, daß sie sich erinnern.